Geiergrun.

Von Thea Gerstäcke.

[illegible]

Brautluft.

Roman von Georg Hulle-Helma (Berlin)

Anni Gradinger machte noch unruhigen, von vielen wirren Träumen durchschwärmten Schlummer erst auf, als die kleine Tischuhr mit dem poussbärtigen Amor auf ihrem Nachttisch bereits ein Viertel nach sieben zeigte. Behende sprang sie aus dem Bett und begann sich anzuziehen. Das lange, blonde Haar fiel ihr offen um die vollen, schlafroten Wangen, und ihr frischer Körper atmete die ganze Wärme der Nacht durch das Schlafzimmerchen. Sie hatte heute etwas Besonderes vor. Sie wollte sich die große Einfahrt der Prinzessin Tosta, der einzigen Tochter des regierenden Königs von Großkostia, ansehen. Aus einem fremden Fürstenschloß, in dem sie sich unerwartet plötzlich verlobt hatte, sollte sie heute in der neunten Stunde, begleitet von ihrem Bräutigam und der Mutter, in das gewaltige Steinnest der heimatlichen Burg zurückkehren. Da durfte Anni Gradinger nicht fehlen.

„Schönere Strümpfe als ich wird die Prinzeß wohl haben," dachte sie, als sie ihre schwarzwollenen über die Füße streifte. „Gewiß trägt sie farbige Seide! Und die übrige Wäsche . . . Lieber Gott, da wird wohl alles mit Spitzen überflutet sein. Dafür ist sie eben eine Königstochter und ich bin ein armes Kinderfräulein. Na, der Mann, den ich mal kriege, wird ja auch kein Prinz sein und sich mit Leinewand und Wolle zufrieden geben. Herr Bretschneider zum Beispiel sieht gar nicht so aus, als ob er gerade darauf so viel Gewicht legte!"

Sie wippte mit dem kräftigen, wohlgeformten Fuß und sah ihn wie prüfend an. Aber dabei wurde sie mit einem Male rot. Was kümmerte es sie denn, was für Gedanken Herr Bretschneider in dieser Hinsicht hatte? Sie kannte ihn ja seit sechs Monaten und plauderte jeden Morgen mit ihm. Aber der Ort, an dem sie sich trafen, war immer nur die elektrische Bahn, und nach einem guten Viertelstündchen gemeinsamer Fahrt trennten sie sich und jeder ging in seinen Dienst. Da sie verschiedene Arbeitsstunden hatten, sahen sie sich dann tagüber nicht wieder. Und die ganzen Monate hindurch hatte er sie nicht ein einziges Mal gefragt, ob sie Sonntags ausginge, und von Liebe war erst recht kein Sterbenswörtchen die Rede gewesen.

Klatsch! Sie spritzte sich das eiskalte Wasser aus der Waschschale mit vollen Händen ins Gesicht. „Er traut sich vielleicht nur nicht", überlegte sie dabei, „denn Augen macht er manchmal!" — —

In aller Eile kleidete sie sich fertig, kämmte und flocht ihr dickes Blondhaar, zog die schöne blaue Bluse mit den korallenroten Knöpfchen an und stülpte sich vor dem Spiegel den breitrandigen schwarzen Sammethut mit der bauschigen elsässer Schleife auf. Dann schlüpfte sie in ihren grünen Wintermantel, schlürfte im Nebenzimmer bei ihrer Mutter eine Tasse heißen Kaffee und stürmte noch kauend die Treppe herab. Um halb neun kamen die Fürstlichkeiten auf dem Hauptbahnhof an und dann mußte auch sie dort sein.

Sie hatte einige Minuten an der Haltestelle zu warten. Der Februarmorgen war kühl und von einem dünnen Regen durchfeuchtet. Anni schnuppertte aber doch vergnügt in die Luft. „Es ist etwas darin," scherzte sie mit sich selber. „Brautluft, Verlobungsluft, weil die Prinzessin einzieht. Aber da wird auch uns Bürgermädchen ganz sonderbar . . ."

Ein unlieber Gedanke überkam sie. Es war heute seit sechs Monaten das erste Mal, daß sie früh mit einer anderen Linie fuhr. Da würde sie Bretschneider also heute gar nicht zu sehen bekommen! —

Als sie aber die Schiebetür des Waggons geöffnet hatte, prallte sie freudig zurück. Ihr alter Fahrtkamerad saß wie immer auch in diesem, ganz im Hintergrunde, wo es am wenigsten zog, und nickte ihr strahlend zu.

„Grad' neben mir ist noch ein Plätzchen", rief er fröhlich. „Nein, ist das schön, daß ich Sie wirklich treffe. Im Ernst hatte ich gar nicht darauf zu hoffen gewagt."

„Haben Sie denn überhaupt an die Möglichkeit gedacht?" fragte Anni verwundert.

„Ja! Als ich gestern im Extrablatt und heute wieder in der Zeitung las, daß unsere Prinzessin ankäme, sagte ich mir gleich: „Aha, da geht meine Fahrtkollegin sicherlich hin." Und ich ärgerte mich, daß ich allein fahren sollte. Aber schließlich dachte ich mir: ich muß, daß ich auch mal den Rummel ansehe. Vielleicht kriegt du Prinzessin Großkostia! Ich war auch ganz eigentümlich gerührt. Als ich mich in der Luft war . . ."

„Wenn Sie sich es nicht?" erklärte das Mädchen kopfschüttelnd . . . „Ich hatte auch gründlich, heute allein hierher zu müssen?"

Kaum merkte sie nachher und blickte zum Fenster hinaus.

Zahlreiche Menschen trotzten trübem Nebelwetter. Auf dem Bürgersteige drängten sich aber nicht nur reife Mädchen als sie, auch junge Burschen sah man es an, daß sie nach der Arbeitszeit herkamen. Trotz in der Nähe des Bahnhofs wurde die Straßenbahnbewegung lebhafter und man sah Abertausende von Männern und Frauen herkommen.

„Was für eine Anziehungskraft hat jener Brautpaar auf die weiblichen Wesen ausübt," brach Bretschneider das Schweigen. „Vor jeder Kirche, in der eine Trauung stattfindet, drängen sie sich und heute sind sie alle in der ganzen Stadt aus dem Häuschen. Es muß doch etwas Lockendes für sie darin liegen. Viel mehr als für den Mann. Es ist beinahe so, als ob sie jede Verlobung oder Hochzeit als einen Triumph für das ganze Geschlecht auffaßen."

„Gibt es denn auch etwas Schöneres auf der Welt, als ein Brautpaar?" fragte Anni Gradinger naiv. „Die sieben doch ganz in einer Wolke von Hoffnung und Glauben, Sehnsucht und schönen Zukunftsaussichten. Ich kann mir gar nicht denken, daß die Männer das nicht auch fühlen sollten."

Die Bahn hielt an ihrer Aussteigestelle, und sie traten heraus in einen leisen, feinen Regen hinein.

„Bleiben wir hier am Platz!" riet Bretschneider. „Am Bahnhof selbst steht die Menge wie eine Mauer. Wahrscheinlich kriegt man dort vor lauter Gedrücktsein gar nichts zu sehen."

Dicht am Rande des Bürgersteiges eroberte er für sich und Anni noch einen prächtigen Platz. „Der König ist schon auf dem Bahnhof. Der Hofzug muß gleich einlaufen," sagte einer der Umstehenden.

Vor dem Fürstenzimmer bauschte sich das Banner von Großkostia. Die grauen Pfeiler leuchteten bunt unter farbigen Fahnen und Wappenbildern. Gegenüber der Rampe der Ankunftshalle stampften die schlanken Pferde einer Eskadron Husaren manchmal ungeduldig auf. Die frischen Jungen saßen wie aus Erz gegossen im Sattel. Graue Mäntel bedeckten ihre prächtigen Paradeuniformen. Aber durch den dünnen Nebel blitzten die Kolpaks auf den Bärenmützen, die hellen Schabracken und die schwarzweißen Fähnchen an den Lanzen doch in fröhlicher Festfreude. .

„Ob sie wohl sehr, sehr glücklich aussehen wird?" flüsterte Anni gedankenversunken. „Wenn man so Braut ist . . . Glauben Sie, daß sie ihn wirklich, ganz wirklich liebt?"

„Warum nicht?" antwortete er ruhig. „Es gibt eine Liebe auf den ersten Blick. Ich weiß das von mir selber her, Fräulein Anni!"

Anni Gradinger schlug die Augen nieder. Er hatte sie so sonderbar dabei angesehen.

Mit äußerem Gleichmut sprach Herr Bretschneider weiter, als sie nichts sagte und nichts fragte:

„Ich denke mir, die wartenden Mädchen träumen hier alle, daß sie einmal ebenso in der prächtigen Kutsche sitzen und geradewegs in das Glück fahren werden. Meinen Sie nicht auch, Fräulein Anni?"

Das junge Mädchen sah ihn tapfer und ehrlich an. „Können Sie das denen verdenken, die Sehnsucht haben? Wir Mädchen träumen alle. Wäre es nicht für mich zum Weinen, wenn ich mich schon jetzt damit abfinden müßte, mein Lebenlang fremde Kinder zu erziehen, die mir immer wieder abgenommen werden? Wirklich, Herr Bretschneider: es wäre zum Weinen!"

Aus der Bahnhofshalle schmetterte Musik. Die dröhnenden Klänge des Präsentiermarsches drängen durch Türen und Fenster auf die Straße hinaus. Der Hofzug mußte eingelaufen sein.

Bretschneider nickte nachdenklich vor sich hin. „Freilich, jeder träumt und hofft. Aber nicht wahr, Fräulein Anni, es ist auch ein Prinz oder ein sonstwie Bevorzugter, den Sie im Sinne haben?"

Ein Lächeln, das halb schelmisch und halb traurig war, legte sich um ihre Lippen. „Natürlich!" entgegnete sie. „Das ist gar kein richtiges Mädel, das einen Geringeren als einen Prinzen liebt. Aber wissen Sie nicht, daß wir eben darum jeden, den wir lieben, in unserer Vorstellung zum Prinzen machen?"

Die Menge wurde unruhig und reckte die Hälse der Ausfahrt zu. Pompdaft kam der offene, vierspännige Galawagen mit den Spitzenreitern vor das Portal gefahren. Die beiden warfen aber kaum einen Blick darauf. Hochrot im Gesicht ergriff Bretschneider die Hand des Mädchens.

„Kann man das wirklich?" fragte er und seine Stimme zitterte. „Kann man das wirklich? Und auch bei einem kleinen Buchhalter mit zweihundert Mark monatlich?"

Er konnte die Antwort nicht mehr verstehen. Ein jäher Ruf ging durch die Menschenmassen und Hüte und Hände und Taschentücher wurden laut. Auf der Tür des Fürstenzimmers hatten die beiden Gestalten der königlichen Eheleute sich aus der Verdeckung, die alle Blicken auf sich versperrte.

„Wie hoch!" rief Anni Gradinger.

Helle Hände voll blühender Blumen flogen, Tücher, die gestickte, fahnende Trophäen des Weiblichen war der Tag. Sie trug ein hellbraunes Kleid und einen roten Federhut und sah neben ihrem Bräutigam größer, jünger aus, mit englisch geschnittenem Schneiderhut in blauer Reiteruniform. Das war der Verlobte. Eine Minute später sahen sie sie Arm in Arm in der Kutsche. Die Zug Husaren saßen sich in Trab, die Spitzenreiter neubetzer, und links und rechts vom Schlage nahmen auf prächtigen Rossen der Oberhofmeister in rotgelbener Hofuniform und der Kommandeur der Husaren Stellung. Von einem weiteren Zug Kavallerie gefolgt, fuhren sie langsam und feierlich, nach allen Seiten hin grüßend und nickend an dem jubelnden Volk vorbei.

Anni Gradinger hatte nur Augen für die Verlobten. Selbst das kräftige Mannesgesicht des Königs zog sie heute nicht an. In den noch halb kindlichen Zügen der Prinzessin sah sie den Abglanz des sonnigsten bräutlichen Glückes, und eine heiße Anteilnahme quoll in ihr auf.

„Wenn ich doch auch einmal so glücklich würde!" dachte sie bewegt.

Der Hofwagen bog in eine Parkstraße ab. Mit traumverlorenen Augen sah sie hinter den Entschwindenden her. Sie merkte es gar nicht, daß Bretschneider ihre Hand noch immer hielt. Als sie dann erwachte und sie ihm zu entziehen suchte, preßte er sie, daß sie beinahe aufgeschrien hätte. Auch in ihm schien etwas vorgegangen zu sein. Während das Volk um sie her sich verlief, standen sie sich schweigend gegenüber.

„Sie sah sehr lieblich aus," sagte Bretschneider endlich. „Aber ich kenne eine andere Prinzessin, die für mich noch lieblicher ist."

„Wen denn?" fragte Anni verwirrt.

„Wissen Sie das nicht, Anni? Wenn die Mädchen den Mann, den sie lieben, zum Prinzen machen, warum sollen wir Männer das nicht ebenso mit unseren Mädchen tun? Ich nenne die Prinzessin, die ich liebe! Und ich liebe Sie, Prinzessin Anni!"

Blutrot und heiß vermochte das Mädchen kein Wort der Erwiderung hervorzubringen. Sie fühlte nur, daß ein großer Jubel in ihr war und doch eine Bangigkeit. Als ob eine Pforte vor ihr aufgegangen wäre, eine Pforte in die Zukunft, aus der so helles Licht brach, daß sie die Augen nicht heben konnte.

Nach einer Minute des Wartens sprach er weiter: „Können Sie mich nicht auch zu Ihrem Prinzen machen, Prinzessin? Ich frage nicht leichtfertig. Ich habe Sie seit Monaten Morgen für Morgen gesehen, da lernt man einen Menschen besser kennen, als wenn er für die Gesellschaft geputzt ist. Nie hatten Sie die Spuren durchtanzter Nächte auf dem Gesicht, waren vom Kopf bis zum Fuß immer sauber und ordentlich wie aus dem Ei gepellt, und was Sie für ein goldenes Herzchen haben, haben Sie mir nach und nach durch alles, was Sie erzählten, ohne es selbst zu wissen, verraten. Anni, wollen Sie mein Prinzeßchen sein und können Sie mich nicht ebenso schön verzaubern?"

Da sah ihn Anni Gradinger groß und vertrauend an. „Mein Prinz!" sagte sie tapfer.

Auf der Straße konnten sie sich nicht küssen, und so gingen sie nur Arm in Arm zärtlich miteinander weiter. Es war ihnen aber beiden, als ob die schwarzen steinernen Straßen ganz voll Veilchenduft wären, und als ob die Fahnen, die bunt und farbenfroh aus tausend Fenstern hingen, sich ihnen zu Ehren so fröhlich bauschten.

„Brautluft!" flüsterte Anni unterwegs. „Gesteh' nur: Du hättest dich nicht erklärt, wenn die nicht heute in einer ganzen Wolke über die Stadt gegangen wäre!"

„Wenn ich ehrlich sein soll: ich glaub's selber!" erwiderte Bretschneider etwas kleinlaut. „Aber Anni, süßeste Prinzessin, jetzt beneid' ich die Hoheiten nicht mehr! Weißt du, was sie jetzt nur noch für mich sind?"

„Nur Vorreiter für unser eigenes Glück!" antwortete Anni herzlich.

— **Vielversprechend.** Eine Viertelstunde vor Beginn der Vorstellung. An die Theaterkasse tritt ein Herr mit den Worten: „Die Plätze, die Sie mir da vorhin verkauft haben, sind, wie ich sehe, ziemlich weit hinten. Könnte ich vielleicht Vorderplätze dafür bekommen?"

„Ja", kommt es aus dem „Kasten" heraus: „Nach Beginn der Vorstellung können Sie jeden beliebigen Platz dafür eintauschen."

— **Die Gattin.** „Schon drei Uhr . . . und er ist noch immer nicht zu Hause. Wenn ich nicht wüßte, daß ich ihm damit eine Freude bereitete, ging ich zu meiner Mutter."

Ein mißglückter Versuch.

Humoreske von Hans Koch.

In den Kleinen, allmählich eingeebneten Bischofsmoren mit den seltsam zerzausten Zwergkiefern an den Rändern und der gleichen Schicht über der hohen Torfbrücke ist der dortige Schachmeister Reibedanz guter Gesellschaft seine Morgenstaffie gegenüber und lag die Zeitung. Plötzlich blickte er auf.

„Nicht so, Mathilde, so hebt doch jetzt täglich die merkwürdige Neuerung in unserem „Kapitän" an der Ueberschrift „Wie werde ich energisch?" Es müßte man doch wirklich mal einen kleinen Versuch machen. Denn so weich bin ich, mit meiner Willenskraft ist es doch auch nicht gerade weit her."

„Gewiß, Traugöttchen, du sollst dich mal darüber bei Ihnen informieren, vielleicht legst du in Behandlung begeben; denn zum Beispiel neulich die Geschichte mit unserem Schwiegersohn: da hättest du doch entschieden ein kräftiges Wörtchen sprechen müssen. „Hör mal", hättest du sagen müssen, „in den Angelegenheiten meiner einzigen Tochter, da habe ich doch auch wohl noch 'nen Ton mitzureden! Nimm du soviel Luft- und Schneebäder, wie du willst, aber meinem Kinde, meiner Elise, bleibe mit so verrückten Gewaltkuren gefälligst vom Leibe!"

„Gewiß, meine gute Mathilde, du hast ganz recht", sagte Reibedanz mit seiner sanften Stimme, „aber siehst du, wenn der lange Mensch, unser Schwiegersohn, denn so vor mir steht und redet und redet und redet, — ja, weiß der Himmel, da trieg' ich absolut kein Wörtchen über die Lippen und bin nur froh, wenn ich mit heiler Haut mich in die Werkstatt flüchten kann. Und ob ich mir auch hundertmal innerlich vornehme: Sei energisch! Aber eben grade deshalb: diese Angeze im Blättchen scheint mir beinahe wie ein guter Fingerzeig. Heute noch gehe ich zu diesem Doktor Medardus. Wer kann's wissen? Der Mann vollzieht vielleicht ein Wunder und macht mich fest und standhaft."

Am Nachmittag desselben Tages schon klingelte Reibedanz an der Wohnung des Doktor Medardus in der Schneidergasse, drei Treppen, wie es in der Annonce angegeben war, nachdem er seiner Brieftasche seine Geschäftskarte entnommen hatte.

Schwere Schritte näherten sich im Innern der Wohnung. Die Tür wurde weit aufgerissen, und vor dem erschrockenen Schuhmacher stand ein hoher, breitschultriger Mann, der seine durchbohrenden Blicke auf den Draußenstehenden richtete. „Doktor Medardus bin ich", dröhnte eine mächtige Baßstimme, „treten Sie ein!"

Dem schüchternen Reibedanz lief ein leiser Fieberschauer über den Rücken, als im Zimmer der Riesenmann ihn in einen Polsterstuhl niederdrückte, ihn nochmals von Kopf bis Fuß sorgfältig musterte und sprach: „Ich sehe schon, wo es Ihnen fehlt, Sie müssen Ihre Tatkraft und Willensstärke bedeutend heben. Es ist sogar die höchste Zeit, daß Sie sich endlich aufraffen und ermannen, ehe Sie gänzlich in seelischen Verfall geraten."

„Ja — allerdings", flötete leise der Patient. „Ich stehe bereits im zweiundfünfzigsten Lebensjahre" —

„Und da sind Sie nicht schon längst zu mir gekommen? — Was hätte, wenn Sie im Besitz der nötigen Energie gewesen wären, nicht alles aus Ihnen werden können!" brauste der Doktor auf. Dann riß er dem vor ihm Sitzenden die Karte aus der Hand und überflog sie mit den Blicken.

„So so, einfacher Schuster sind Sie? Nichts weiter! . . . Pah! Mindestens bis zum Herzoglichen Hof-Schuhmachermeister hätten Sie's schon bringen müssen, wenn Sie sich früher meiner Methode unterworfen hätten!"

Reibedanz spitzte die Ohren.

„Aber noch ist nicht alles verloren", fuhr der Mächtige fort. „Wir werden sogleich mit dem Unterricht beginnen. Unterschreiben Sie zunächst hier diesen Vertrag." Willenlos folgte der Schüler der Aufforderung des Meisters, ging zum Schreibtisch und setzte seinen Namen unter ein dort bereit liegendes Schriftstück, ohne zu lesen, was darin sind.

„Hier, dieses Buch wird Sie mit den Grundzügen meiner Methode bekannt machen. Sie haben dafür fünf Mark zu erlegen."

Wieder gehorchte Reibedanz aufs Wort, entnahm seinem Portemonnaie fünf Mark, händigte sie dem Doktor ein und hielt das Buch fest, das dieser ihm unter den Arm schob.

„So. Und morgen um dieselbe Zeit erwarte ich Sie zur ersten Lektion, damit wir an Ihrer verzogten Seele retten, was noch zu retten ist."

„Ja aber, Herr Dok. . ."

„Kein Aber," brüllte der Hüne, „befolgen Sie strikte meine Befehle, wenn Sie Ihrem verpfuschten Leben noch einen letzten Glanz retten wollen."

Reibedanz verneigte sich und suchte zur Tür.

„Noch eins!" bemerkte der Energische noch. „Ueber das, was ich mit Ihnen verabredet habe, bewahren Sie tiefes Stillschweigen! Keine Mitteilung von dem was vorgefallen darf! Keine Indiskretion, hörst Sie? Folgen Sie mir, und in vier Wochen hab Sie ein neues Gesicht, ein junger Mann, ein Mann wie ich!"

Als Reibedanz wieder unten auf der Straße stand, schwirrte ihm noch einmal der Kopf von dem eben Erlebten. Aber trotzdem fühlte er schon eine gewisse Veränderung in seinem Innern, so etwas wie ein Bewußtsein, daß er sich mit dem Kraftmenschen auf ihn eingelassen hatte.

Mit einem merkwürdigen kräftigen „Guten Tag, Mathilde", trat er seiner Frau zu Hause entgegen.

Bald bestürmte sie ihn mit Fragen. Er wimmelte ab. Sie bot alle Liebenswürdigkeit auf, aus dem sonst so leicht zu Leitenden etwas über seinen Besuch herauszubekommen. Er winkte ab.

„Aber Traugott, was ist Dir? Du bist ja so verändert."

„Pscht!" machte er geheimnisvoll. „Dringe nicht weiter in mich, der Doktor hat mir tiefstes Stillschweigen befohlen. Morgen beginnt die Behandlung."

Und mit finsterem Pathos setzte er hinzu: „Herzoglicher Hof-Schuhmachermeister müßte ich heute sein, wenn ich mich dem Doktor früher anvertraut hätte."

„Fürstlicher Hof-Schuhmachermeister?" wiederholte Frau Mathilde nachdenklich und starrte ihren Mann an, als ob sie an seinen Verstand zweifelte.

„Beruhige dich, liebes Kind, was noch zu retten ist, wird gerettet. . .! Jetzt aber störe mich nicht. Ich muß mich zunächst mit dem Inhalt dieses Buches vertraut machen." Damit ging Reibedanz kerzengrade aufgerichtet, wie ihn seine Frau noch nie gesehen, ins Nebenzimmer, riegelte sich ein und studierte „Wie werde ich energisch?"

Von diesem Tage an war in das friedliche Heim des kleinen, gemütlichen Schusters ein ganz neuer Geist eingezogen. Von Tag zu Tag wurde sein Benehmen merkwürdiger, seiner Umgebung rätselhafter. Ein herrischer Zug trat bei ihm hervor, unter dem besonders Frau Mathilde schwer zu leiden hatte. Bald konnte sie ihm nichts mehr recht machen. Schweigend saß sie ihm bei Tisch mit stiller Sorge gegenüber und wartete auf seine Befehle. Was sie auch zur Unterhaltung beitragen wollte, fand bei ihm nur Widerspruch. Die Verwandten und Bekannten mieden mehr und mehr den Verkehr des unliebenswürdigen Familienoberhauptes. Ja, was das Schlimmste war, selbst im Geschäft war aus dem sonst so verbindlichen und freundlichen Reibedanz ein rechthaberischer, großsprecherischer Herr geworden, vor dem seine Kunden erschraken, den Verkehr mit ihm zu meiden suchten oder weitere Bestellungen einstellten."

„Das sind die Früchte des Unterrichts bei diesem abscheulichen Doktor Medardus", jammerte die unglückliche Frau Mathilde, wenn sie Tochter und Schwiegersohn ihr Herz ausschüttete. Alle Mittel, bei dem völlig Veränderten das alte freundliche Wesen wieder herzustellen, waren vergebens.

Da trat eines Morgens ein Ereignis ein, das, wenn auch im Augenblick schmerzlich genug, eine unerwartete Wendung der Dinge zum Guten herbeiführte.

Reibedanz hatte eben wieder, wie stets in letzter Zeit, gegen Frau Mathilde schwere Vorwürfe erhoben, daß sein Rock nicht sorgfältig genug ausgebürstet sei, der Kaffee nicht das nötige Aroma habe und Frau Mathildes Strickstrumpf ihm überall im Wege liege, als der Postbote kräftigen Schrittes in den Laden trat und einen Geschäftsbrief brachte. Mit festem Griff riß ihn der Herr des Hauses auf, setzte die Brille auf die Nase und las. Aufmerksam beobachtete ihn seine Gattin. Mit hastigen Blicken überflog er das Schreiben. Aber je länger er auf das Papier sah, desto gespannter wurden seine Züge, der Mund öffnete sich langsam, die noch eben so energischen Gesichtsmuskeln erschlafften und schließlich sank die Hand, die das Schreiben hielt, schlaff am Körper herunter.

„Mathilde", rang es sich fast tonlos aus der Kehle des tief Erschütterten.

„Um Gotteswillen, Traugott, was ist dir?"

„Geehrter Herr! Wiederholte Klagen über Ihr in letzter Zeit gänzlich verändertes Benehmen, über Auflehnungen und Unbotmäßigkeiten gegen unsere Verwaltungsbeamten zwingen uns leider, die jahrelangen geschäftlichen Verbindungen mit Ihnen abzubrechen. Es ist bedauerlich, daß ein so tüchtiger Handwerksmeister wie

„Der Konsumverein entzieht mir in Zukunft seine Aufträge!"

Bleich und zitternd reichte er seiner Frau das Schreiben. Dann las sie Wort für Wort, mit bebender Stimme:

„Ein, daß durch unangemessene Vorgänge geschäftlichen Schaden entsteht."

Entsetzt sah!

Gutemann, Direktor."

Reibedanz traf diesen Satz hart, da man eigentlich nie unzufrieden, unter Tränen bat er seiner Mathilde all die Sorgen und Kümmernisse ab, die er ihr bereitet hatte.

Zitternd und gebrochen, in tiefer Demut fand er am nächsten Morgen vor dem Direktor des Kontorzweigs, mit dem er jahrelang in so guten Geschäften gestanden und dessen Aufträge für den siebenten Schuster die Hauptsteuerquelle bildete.

Nachdem Reibedanz, nunmehr ein Bild des Jammers, tausend Entschuldigungen vorgebracht hatte, flüsterte ihm der Direktor, ein mahlenbender alter Herr, ermutigend auf die Schulter: „Nein lieber Herr Reibedanz, Ihre aufrichtige Reue spricht mit, daß Sie Ihr Unrecht selbst einsehen. Beruhigen Sie sich. Ich hoffe, daß in Zukunft das alte Einvernehmen zwischen uns wieder hergestellt wird und nehme die Kündigung zurück. Geben Sie mir Ihre Hand. Wir bleiben die Alten."

Hocherfreut schlug Reibedanz in die dargebotene Rechte des alten Geschäftsfreundes. Eine schwere Sorge war von seinem Herzen genommen.

Für die nächste Zeit begab sich der Meister, begleitet von seiner treuen Mathilde, in ein in der ländlichen Umgegend gelegenes Sanatorium. Eigentlich nur, um sich von dem Schreck zu erholen, den ihm der entsetzliche Brief verursacht hatte. Im übrigen war er völlig in seiner alte Natur zurückverwandelt, in den lieben, immer freundlichen Meister Reibedanz.

Einmal nur noch raffte er die ihm künstlich suggerierte Energie zusammen. Das war, als er von Dr. Medardus eine Rechnung bekam, die kurz und bündig lautete:

„Für gelieferte Energie (siehe Vertrag) 100 Mark".

Mit kräftigem Ruck schob er den blauen Schein in ein Kuvert. Und einem Brief legte er dazu, auf dem in großen Zügen stand: „Geehrter Herr, verschonen Sie mich in Zukunft gefälligst mit Ihrer Methode. Sie hätten damit beinahe mein ganzes Lebensglück vernichtet. Ergebenst Reibedanz, Schuhmachermeister."

Dann ging er frischen Mutes an den Zurichtetisch, um drei Dutzend Paar Kalbledersiefel zuzuschneiden, die ihm der Konsumverein soeben in Auftrag gegeben hatte.

Mathilde aber sah ihrem Traugöttchen wieder mit wohlgefälligen Blicken zu, der wieder vollkommen der gute Alte war.

Die Flechtennase.

Von dem durch Mörderhand gefallenen König Georg von Griechenland erzählt ein Mann, der früher in Patras lebte, folgenden Vorfall aus den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, der so recht die ganze Liebenswürdigkeit des Königs zeigt. König Georg war nach Patras gekommen und besuchte mit seiner Familie die großartigen Kellereien der deutschen Weingesellschaft Achaia auf dem nahen Gutland. Nachdem ihm verschiedene Proben der auserlesensten Gewächse dieses Musterbetriebes vorgesetzt worden waren, lehnte er es dankend ab, noch weitere Marken zu versuchen. Das war sehr klug und weise, denn im Keller umfing uns angenehme Kühle, draußen aber brannte die griechische Sonne mit voller Kraft; und wer nach reichlichem Genuß starker Weine in die Sommerhitze hinausgeht, gerät bekanntlich sehr leicht in den Zustand, den man mit „Aufhören der Selbstkritik" bezeichnet.

Nun hatten wir einen Kellermeister, einen biedern Schwarzwälder, der mit dem Zeichen seines Standes einer prächtig entwickelten Weinnase von achtunggebietender Form und leuchtender Röte gesegnet war. Er bot dem König die Weine. Als er ihm zureden wollte, nur noch diese Sorte zu versuchen, meinte der König lächelnd zu dem ihn begleitenden deutschen Konsul: „Von dem nicht, aber von dem möchte ich noch kosten" und wies dabei auf des Kellermeisters „Lötkolben", wie wir Deutsche so boshaft waren, uns auszudrücken. Wir lachten alle herzlich, der König vor allem, nur der Kellermeister machte ein süßsaures Gesicht und sagte dann ganz ernsthaft: „Majeschded, die Nas chommt nicht vom Trinke, das sin Flächte!" Da erwiderte ihm der König: „Aber mein Lieber, ich verstehe nicht, warum Sie sich da wehren. An ihrer Stelle wäre ich stolz auf ein so herrliches Wahrzeichen meines Berufes." Das sah der gute Alte auch ein, der König bekam wirklich von dem Wein und stieß mit dem Kellergewaltigen lachend an. Die „Flechtennase" bekam dieser allerdings noch oft von uns zu hören.

— **Nach der Premiere.** „Nun wie hat Ihnen das neue Stück gefallen?"

„„O, die ersten beiden Akte sehr gut. Dann wurde ich leider gestört.""

„Ach, wodurch denn?"

„„Meine Frau hat mich geweckt.""

Bedeutende Reichtümer.

Das Hofvermögen des letzten unter den deutschen Kurhäusern.

Unter den deutschen Fürstenhäusern gilt das Welfenhaus zu den reichsten. Sein Vermögen hatte annähernd 100 Millionen Taler betragen. Den Hauptbestandteil bilden die 60 Millionen Mark, als der Herzog Ernst August von Cumberland im Jahre 1892 sein Preußen als Ersatzanspruch für das frühere dortmalige Königreich Hannover erhalten hat. Als der Herzog Vater, König Georg V., infolge des Krieges 1866 seines Thrones verlustig gegangen war, erkannte Preußen dem Entthronten durch eine Verordnung vom 29. September 1867 die Revenuen eines Kapitals von 48 Millionen Mark zu. Dieses Vermögen belegte die preußische Staatsregierung schon am 2. März 1868 mit Beschlag, weil der König außerhalb des Bundesgebietes eine militärisch organisierte Truppe, die sogenannte „Welfenlegion", zu dem ausgesprochenen Zwecke unterhalte, sie in einem günstigen Moment zur Wiederherstellung des Königreichs Hannover in Aktion zu setzen.

Ueber die Existenz der Welfenlegion machte Bismarck in der Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 29. Januar 1869 sehr interessante Mitteilungen. Danach betrug die Stärke der Legion 1000 bis 1400 Mann. Die einzelnen Abteilungen der Legion, die den Regimentern des ehemaligen Königreichs Hannover entsprachen und sich aus altgedienten Leuten und neu eingetretenen Rekruten zusammensetzten, waren sowohl in der Umgegend von Paris, wie auch in Amiens, Beauvais, Orleans und einigen anderen französischen Städten untergebracht. Sie wurden von Korporalen einexerziert und von Zeit zu Zeit von Offizieren, die ihr Quartier in Paris hatten, gemustert. Angeblich sollen auch kleine Abteilungen in London und in Amerika bestanden haben. Die Leute erhielten einen täglichen Sold von 2½ Francs, Korporale und Offiziere natürlich mehr. In Summa schätzte Bismarck die jährlichen Ausgaben für 1000 Mann auf 300,000 Taler. „Ich glaube, Sie werden mir wohl recht geben," hieß es in seiner Rede, „daß es nützlicher ist, die Quelle, aus der diese 300,000 Taler fließen, zu verstopfen, sie wenigstens nicht länger aus preußischen Staatsgeldern zu speisen."

Von seiner Verbindung mit England hat das hannoversche Königshaus verhältnismäßig wenige finanzielle Vorteile gehabt. Als im Jahre 1837 bei der Thronbesteigung der Königin Viktoria Hannover an deren Oheim, den damaligen Herzog Ernst August von Cumberland, fiel, wurden diesem sogar die Kronjuwelen des ehemaligen Kurhauses Hannover, die Georg I. im August 1714 mit sich nach London genommen hatte, von der englischen Regierung vorenthalten. Zwanzig Jahre dauerte es, bis sie auf Grund eines Schiedsspruches hervorragender englischer Juristen zurückgegeben wurden. Ihr Wert wurde damals auf 800,000 Taler geschätzt, dürfte aber jetzt mindestens 4 bis 5 Millionen Mark betragen. Es befinden sich darunter eine Krone und eine prächtige Tiara aus Brillanten, ein Kollier aus ausgezeichneten Solitärs, mehrere Paare Ohrberloques aus großen Brillanten, zwei Brillantschleifen von ungefähr 16 Zentimeter Länge und 12 Zentimeter Höhe, mehrere kleinere Brillantagraffen, ein aus acht Teilen bestehender kostbarer Kopfputz von Brillanten und Smaragden und eine Perlenschnur nebst Ohrgehängen, deren größte Perlen den Umfang einer Haselnuß erheblich übertreffen. Die Gesamtzahl der für alle diese Schmuckstücke zur Verwendung gelangten großen und kleinen Brillanten ist auf 6000 Stück geschätzt.

So verfügt denn der jetzige Chef des Hauses über bedeutende Reichtümer, und da ihm nachgerühmt wird, daß er ein sparsamer Hausvater sei und in seiner Residenz Gmunden auf einen großen Hofhalt verzichte, so ist anzunehmen, daß sie eher zu- denn abnehmen.

— **Zwei junge französische Kaufleute** hatten dieser Tage in einem Löwenkäfig eines wandernden Zirkus in der Nähe von Marseille eine sonderbare Wette ausgetragen. Die beiden jungen Leute hatten den Käfig in sportsmäßiger Kampfausrüstung betreten. Der Bändiger hatte sich selbst nicht zu den Tieren gewagt und auch vorher erklärt, die Löwen würden durch das Erscheinen fremder Menschen zweifellos scheu gemacht werden und in ihrer Wildheit sicherlich ausarten. Zur größten Ueberraschung aller Beteiligten verhielten sich jedoch die Löwen in ihrem Käfig vollständig ruhig, so daß der Boxkampf ohne jeden Zwischenfall ausgefochten werden konnte. Der Direktor des fahrenden Zirkus soll über den glücklichen Ausgang der Wette so erfreut gewesen sein, daß er sogleich den jungen Leuten den Antrag machte, sich mit ihm auf Reisen zu begeben, um den Boxkampf im Löwenkäfig noch in mehreren Städten zu produzieren.